

»Der leichte Sinn des halben Städters ist ihnen geblieben«

Neckarrems in den Jahrzehnten
zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg

von Thomas Schulz

1882 hielt der seit einem Jahr in Neckarrems amtierende Pfarrer Dr. Christoph Julius Schwartz in seinem amtlichen Pfarrbericht fest: »Mit der Gemeinde ist seit 10, 20, 30 Jahren eine große Veränderung vor sich gegangen. Während der kleine Ort durch seine Lage an zwei Flüssen und einer frequenten Landstraße und mit einem großen herrschaftlichen Holzgarten früher von ziemlicher Bedeutung war, ist er, nachdem alle diese Vorteile durch die neuen Verkehrsverhältnisse abhandengekommen sind, auf die Bedeutung eines gewöhnlichen Dorfes herabgesunken, das jetzt wie viele andere einzig auf seine Markung angewiesen ist.«

Es war in der Tat ein grundlegender Wandel, der sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Neckarrems vollzogen hatte und im Jahre 1882 noch lange nicht zum Abschluss gekommen war. Der Vergleich mit den Mitteilungen in der Oberamtsbeschreibung von 1850 macht überdeutlich, welche negativen Auswirkungen der Ausbau des württembergischen Eisenbahnnetzes auf die Entwicklung des Dorfes Neckarrems gezeitigt hatte. Denn dort können wir lesen: »Auf der Rems wird der hiesige Holzgarten mit Holz versehen; auf dem Neckar gehen Holzflöße für den Rhein. Am unmittelbaren Ausflusse der Rems finden drei bis vier Schiffe Haltplatz und Schutz. Oberhalb der Neckarbrücke halten gewöhnlich Schiffe zum Übernachten, manchmal drei bis vier mit je zwei bis drei Beinachen.« Die Flößerei und der Holzgarten waren für Neckarrems von zentraler Bedeutung. Sie garantierten Beschäftigung und brachten Geld ins Dorf. Doch 1862 war plötzlich Schluss mit der Brennholzflößerei auf der Rems und dem Holzgarten; den Holztransport besorgte nun die im Jahr zuvor eröffnete Remstalbahn.

Auch sonst bot die Lage des Ortes am Zusammenfluss von Neckar und Rems lange Zeit große wirtschaftliche Vorteile: Hier querte – wie es in der Oberamtsbeschreibung heißt – »die gute und lebhafteste Straße von Waiblingen nach Ludwigsburg« über eine gedeckte Holzbrücke den Neckar, und Richtung Winnenden ging es auf einer steinernen Bogenbrücke über die Rems. Die Situation, dass sich mehrere verkehrsreiche Straßen im Ort kreuzen, kennt Neckarrems auch heute noch – mit allen negativen Folgen wie Dauerstau, Lärm und Luftbelastung. Im 19. Jahrhundert war die heute so nachteilig empfundene Verkehrsführung hingegen ein Segen: Die Fuhrwerke machten im Ort halt, sei es, weil

die Fuhrleute sich in den Gasthäusern stärkten, sei es, weil man für die steilen Anstiege Richtung Hegnach und Schwaikheim Vorspanntiere benötigte. Beides bedeutete Arbeit und Einkommen.

Man kann sich also gut vorstellen, mit welch gravierenden wirtschaftlichen Umbrüchen die Neckarremser zu kämpfen hatten, nachdem sich einerseits durch die Eisenbahn die allgemeinen Verkehrsverhältnisse zunächst nur allmählich, dann aber immer schneller verändert hatten – und andererseits der Ort von diesen Veränderungen nicht profitieren konnte, weil er eben abseits der Eisenbahnlinien lag. 1882 scheint das Schlimmste jedoch bereits überstanden gewesen zu sein. Denn Pfarrer Schwartz schreibt in seinem Bericht: »Anfänglich machten sich diese Veränderungen sehr empfindlich für Nahrungsstand und Vermögen bemerkbar, und die Leute kamen zurück [= wurden ärmer], während sie jetzt, seit eine neue Generation heranwächst, welche die jetzige Lage begreift und – an frühere bessere Zeiten nicht gewöhnt – sich in dieselbe schickt und ihr wenigstens das Mögliche noch abzugewinnen sucht, wieder vorwärts kommen.« Zu Beginn seiner Amtszeit habe er noch befürchtet, »die Bevölkerung komme immer mehr zurück und werde schließlich noch ganz verarmen«. Doch »ein glaubwürdiger und einsichtiger Gewährsmann« habe ihm versichert, dass »die Verhältnisse sich gegenwärtig bessern, trotz nicht allzu fruchtbaren Jahren, dass sie vielmehr früher viel schlechter gewesen seien und die Bevölkerung wieder mehr zu Mitteln und Vermögen komme. Die Hauptsache ist nun die Landwirtschaft, welche sich, früher bei anderwärtigem Verdienst vernachlässigt, auch in intensiver Weise hebt. Hierzu trägt – außer der Not – der Pächter auf dem Schlossgut bei, ein gelernter Landwirt, von welchem manche, vor allem die jüngeren Bürger, Belehrung und guten Rat annehmen.« In ökonomischer Hinsicht erweise



Die Remsbrücke mit ihren vier Brückenbogen, um 1900.

sich nach wie vor die Nähe zu großen Städten als Vorteil: einmal »zur leichten und guten Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse«, und zum anderen, weil dort »diejenigen, welche sich nicht oder nicht ausschließlich der Landwirtschaft widmen«, Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten finden könnten.

Der Wegfall von Holzgarten und Flößerei hatte Neckarrens ohne Zweifel großen wirtschaftlichen Schaden zugefügt, den zu kompensieren nicht leicht war. Pfarrer Schwartz wollte und konnte das Ganze freilich nicht nur negativ bewerten: »In moralischer Hinsicht ist manches von den angeführten Verlusten nicht zu bedauern. Wenn früher abends die Schiffe und die Flöße ankamen, so hörte die Arbeit auf und Alt und Jung sprang zu der Lände; in den Wirtshäusern entwickelte sich ein buntes Leben. Als der Berichterstatter [Pfarrer Schwartz] sein Bedauern aussprach, dass auch der Holzgarten eingegangen sei, der doch der Gemeinde nicht zum Verderben habe gereichen können, sagte mir ein Bürger: ›O Herr Pfarrer, sind Sie froh, dass der aufgehört hat, was da gestohlen und geflucht worden ist, ist nicht zu sagen‹. Von der Holzgartenzeit soll auch ein fast hereditärer, wenigstens traditioneller Hang zum Stehlen herrühren, welcher heutzutage noch namentlich in der Form des Felddiebstahls, leider auch bei Bemittelten teilweise, vorkommt. Man kann heute noch hören, damals hat alles gestohlen. Und ebenso geht hier die Rede: Reich wird man nicht vom Stehlen, aber gut tut es.«

Die Pfarrberichte enthalten regelmäßig auch Bemerkungen über den Schultheißen und den Gemeinderat, wobei es üblicherweise vorrangig darum ging, wie gut oder weniger gut diese mit dem Pfarrer zusammenarbeiteten, ob sie »kirchlich gesinnt« seien, fleißig die Gottesdienste besuchten und von Seiten der bürgerlichen Gemeinde das Erforderliche in der Armenfürsorge geschah. Aber in manchen Fällen geben die Pfarrberichte auch interessante Einblicke in den allgemeinen Zustand der Gemeindeverwaltung. So auch der Pfarrbericht von 1882, in dem Pfarrer Schwartz konstatiert, der seit einigen Jahren amtierende Schultheiß Jakob Widmann sei »in Handhabung der Polizei nicht energisch und streng genug«. Aus dem Munde eines Pfarrers, der großen Wert auf Zucht und Ordnung legte, klingt das noch wenig spektakulär. Aufhorchen lassen aber die nachfolgenden Sätze: Da Schultheiß Widmann »vollständig par inter pares ist und er sich innerhalb und außerhalb Amtes Schwächen zuschulden kommen lässt, so hat sein Ansehen stark gelitten. Doch ist es mehr der böartige Charakter seiner persönlichen Feinde, welche schon seine Wahl ungern sahen und jetzt seine Autorität untergraben und ihn zu stürzen suchen. Vor einigen Wochen ist er wegen falscher Beurkundung der Gemeindeführung in Gemeinschaft mit dem Gemeinde- und Stiftungspfleger zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden. Sein Vergehen bestand jedoch, wie auch bei dem Stiftungspfleger, mehr in Fahrlässigkeit als in böser Absicht, nach ihrer Ansicht sogar in guter Absicht, um dem Gemeindepfleger keine Verlegenheit zu bereiten.«

Der Gemeindepfleger selbst hatte seine Tätigkeit »mit einem bedeutenden Bankrott« abgeschlossen und war »vorläufig mit zwei Monaten Gefängnis bestraft« worden. Auch wenn der Gemeinde offensichtlich kein unmittelbarer materieller Schaden entstanden war, so hatte der Fall doch, wie Pfarrer Schwartz notierte, »große Unordnung und Aufruhr in die Gemeinde« gebracht.

Auch die Pfarrberichte der Folgejahre zeichnen ein gemischtes Bild von Schultheiß Widmann, der – wie damals bei Orten in der Größe von Neckarremms allgemein üblich – nur im Nebenamt als Ortsvorsteher fungierte und im Hauptberuf eine Landwirtschaft betrieb. 1884 hieß es auf der einen Seite, seine Stellung, die ins Wanken gekommen war, habe sich wieder gefestigt, seitdem in den Gemeindefausthalt mehr Ordnung gekommen sei. Andererseits lesen wir, dass es ihm »an Tatkraft, Mut und Festigkeit« fehle. 1888 schreibt Pfarrer Schwartz: Schultheiß Widmann »ist ein Mann von guter Gesinnung und besucht den Gottesdienst regelmäßig. Er verwaltet sein Amt gewissenhaft. Die Polizei jedoch sollte schärfer gehandhabt werden. Vor wenigen Jahren noch wurde der Ort häufig von fahrenden Leuten, Schaustellern, Komödianten, Musikern, Karussellbesitzern, Zigeunern aufgesucht, die sich teilweise wochenlang aufhielten, in Wirtshäusern und bei Privaten nur zu leicht Unterschlupf fanden, die den Ort brandschatzten und die Sitten verderbten.« Und nicht ganz frei von Eigenlob merkte Pfarrer Schwartz noch an, dass »diese Landplage, welche sich namentlich auch vor und nach dem Cannstatter Volksfest zeigte, nun durch das Bemühen des Geistlichen fast gänzlich verschwunden« sei. Im Pfarrbericht von 1896 ist schließlich über Widmann zu lesen: »Dem Ortsvorsteher fehlt es an Charakter und sittlichem Halt, doch scheint er sich seit dem Trunk- und Rauf-Exzess, durch welchen er sich im Winter 1893/94 eine Disziplinaruntersuchung, Geldstrafe und nachdrückliche oberamtliche Bedrohung zugezogen hatte, zusammengenommen zu haben.«

Was in den Pfarrberichten mehr oder weniger deutlich anklingt, wird durch andere Aktenstücke bestätigt: Schultheiß Widmann war sowohl hinsichtlich seiner Person als auch seiner Amtsführung alles andere als unumstritten. So musste sich im September 1892 das Oberamt in Waiblingen mit einer Eingabe befassen, in der Widmann von seinem 40 Jahre alten ledigen Bruder Christian bezichtigt wurde, er trachte diesem nach dem Leben, um an dessen Vermögen zu kommen. Neben persönlichen Anschuldigungen aus dem familiären Bereich brachte Christian Widmann auch vor, dass sein Bruder als Schultheiß die Neckarremser Bürger drücke, wo immer er könne. Er sei rücksichtslos in seinem Verhalten gegen die Bürgerschaft, stehe aber andererseits auch ganz unter dem Einfluss seiner Frau und seiner beiden Söhne, die »arg grob und unkultiviert« seien und tun und lassen könnten, was sie wollen. So gebe der 27-jährige Sohn des Schultheißen den Wirten nach Gutdünken Polizeistundenverlängerung, wenn er selbst im Wirtshaus sitze.

Am 6. April 1893 stellte das Oberamt hierzu fest: Es sei bekannt, dass sich Christian Widmann längere Zeit in Amerika aufgehalten habe »und dort in Verbindung mit seiner auch nach seiner Rückkehr fortgesetzten Trunksucht sein Nervensystem in einen Zustand gebracht hat, der zeitweise in Geistesstörung übergeht«. Die Eingabe zeuge davon, dass sie in einem solchen Zustand verfasst worden sei und auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch habe.

Die Sache wurde daher auch nicht weiterverfolgt. Für uns ist die Eingabe dennoch interessant. Denn selbstverständlich wurde zunächst untersucht, ob die Behauptungen des Christian Widmann ernst zu nehmen seien und eventuell Maßnahmen ergriffen werden müssten. In diesem Zusammenhang kamen in die

Akte auch andere Schriftstücke, die belegen, dass die Familie des Schultheißen Widmann zumindest nicht mit allen Neckarremser Familien zurechtkam. Namentlich zur Familie Volz scheint eine regelrechte Feindschaft bestanden zu haben. So zeigen in der Akte überlieferte Auszüge aus Gerichtsakten, dass sich die beiden Familien gegenseitig mit Privatklagen überzogen haben, bei denen es unter anderem um Beleidigungen und Körperverletzung ging.

Als Hauptgegner des Schultheißen Widmann erweist sich Gottlob Volz, ein Schuhmacher, der körperlich versehrt war, nachdem er 1860 im Alter von 26 Jahren »durch unvorsichtiges Schießen« seine linke Hand verloren hatte. Volz bekleidete zahlreiche öffentliche Ämter, war Kirchenpfleger, Stiftungspfleger und Schulfondsverwalter, Mitglied im Kirchengemeinderat und Abgeordneter für Neckarrems in der Bezirkssynode, zeitweise auch Mitglied des Gemeinderats. Aus seiner Zeit als Gemeinderat ist auch der erste größere Streit zwischen



Blick in die zur Remsbrücke führende Dorfstraße, um 1930.

ihm und dem Schultheißen überliefert. Der Anlass war eher nebensächlich: Als Widmann 1882 für längere Zeit sein Amt nicht versehen konnte, musste aus der Mitte des Gemeinderats ein Schultheißenamtsverweser bestellt werden. Widmann hat hierfür den Gottlieb Wurst vorgeschlagen und rechnete offenbar damit, dass dieser Vorschlag im Gemeinderat ohne weitere Diskussion durchgewinkt würde. Doch Volz zeigte sich widerborstig: In seinen Augen eignete sich Wurst für die Aufgaben eines Gemeindeamtsverwesers »so wenig als der Teufel zu einem Apostel«, überhaupt sei das ganze Vorgehen Widmanns »eine jener Finten, deren er sich so gern benützt, um seine eigenmächtigen Pläne durchzuführen«. Auf Betreiben des Volz und gegen den Widerstand des Schultheißen bestand der Gemeinderat auf geheime Abstimmung und dabei ging Wurst leer aus und wurde Gottlob Volz mit Stimmenmehrheit gewählt.

Volz war ganz offensichtlich mit der Art und Weise, mit der Widmann sein Amt versah, überhaupt nicht einverstanden. Und Kritik an der Amtsführung des Schultheißen war, wie ja auch aus den Bemerkungen in den Pfarrberichten geschlossen werden kann, zumindest nicht völlig unberechtigt. Vielleicht wäre Volz auch gerne selbst Ortsvorsteher gewesen und neidete Widmann das Amt. Unklar bleibt jedoch, weshalb die unübersehbar vorhandenen Differenzen in Sachfragen in eine regelrechte Familienfehde ausarteten, in der nahezu jeder jeden aus allen möglichen Anlässen wüst beschimpfte und es bisweilen sogar zu körperlichen Attacken kam. Da die Frau des Gottlob Volz eine geborene Widmann war, lag der Ausgangspunkt des mit einem unglaublichen Hass ausgetragenen Konflikts vielleicht in Erbstreitigkeiten.

Der Streit zwischen den Familien eskalierte, als im Oktober 1892 in aller Öffentlichkeit – im Gasthaus Lamm – die beiden Söhne des Schultheißen den gleichnamigen Sohn des Gottlob Volz auf übelste Weise beleidigten und dieser mit der Behauptung konterte, vor einigen Jahren mit ihrer Mutter Geschlechtsverkehr gehabt zu haben. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie die Schultheißen-Söhne darauf reagiert haben – und wie schnell diese Sache im Dorf die Runde machte. Luise Widmann stritt das Ganze natürlich entschieden ab und der junge Volz hatte schnell ein Verfahren wegen übler Nachrede am Hals. Aber als die Angelegenheit vor Gericht zur Verhandlung kam, weigerte sich Luise Widmann, ihre Aussage, sie habe nie geschlechtlichen Umgang mit Volz gehabt, eidlich zu beschwören, woraufhin Schultheiß Widmann die Verleumdungsklage wieder zurückzog. Das ohnehin ramponierte Ansehen Widmanns hat durch diese Geschichte sicherlich weiteren Schaden genommen.

Freilich waren nicht nur einzelne Familien wie die Volz und Widmann heillos untereinander zerstritten. Wichtige kommunalpolitische Themen sorgten dafür, dass zeitweise regelrecht ein Riss durchs ganze Dorf ging, weil die jeweiligen Interessen völlig unterschiedlich lagen. Beispielhaft sei hier der Streit um den Ausbau der Wasserversorgung genannt, der in den frühen 1870er Jahren zu erheblichen Störungen des lieben Dorffriedens führte. Dieser Streit loderte schon länger und erhielt neue Schärfe, als im März 1872 dem Gemeinderat eine von rund 60 Bürgern unterzeichnete Eingabe präsentiert wurde, in der es hieß:

»Ein dringendes Bedürfnis, man darf es eine Not nennen, treibt uns, mit einer Bitte vor unsere Gemeindebehörden zu treten – ein Notstand, der vergangenen

Winter fühlbar genug wurde, in einem trockenen Sommer sich noch bedeutend steigert. Unser Flecken, die Rems vor ihrer Mündung in den Neckar zu beiden Seiten einfassend, zieht sich rechts bis auf die Ebene hinaus, weil das enge Tal eine größere Ansiedlung nicht gestattet. Das Quellenlager unseres Gesteins ist um seiner splittrigen Beschaffenheit willen erst fast in gleichem Niveau mit der Rems. Längs des Ufers derselben treten viele, zum Teil reiche Quellen zu Tage. Daher haben die Pumpbrunnen der Koppengasse und der Hintergasse bei geringer Tiefe immer Wasser, weil ihre Sohle das Wasserlager erreicht. Aber der Pumpbrunnen an der Winnender Straße versiegt deshalb die meiste Zeit über, weil er nicht bis in diese Tiefe niedergeht. Aber eben auf diesen Brunnen ist ein großer Teil unseres Orts mit seinem Wasserbedürfnis angewiesen, und wenn derselbe, wie gewöhnlich, versiegt, so müssen vierzig Haushaltungen ihr Trink-, Koch- und Waschwasser, auch das Tränkwasser für das Vieh vom unteren Dorf den Berg hinauf tragen. Um zu begreifen, was das für eine Aufgabe ist, laden wir unsere im unteren Dorf wohnenden, in dieser Beziehung glücklichen Gemeindegossen ein, sich die Scharen anzusehen, die sich abends vor den Brunnen der Hintergasse sammeln: die von der Feldarbeit ermüdeten Männer, die zitternden Knie der alten Frauen zu beobachten, die nach des Tages Last und Mühe noch dieses unentbehrliche Labsal für Mensch und Tier 300 bis 600 Schritte weit den Berg hinauf schleppen müssen. Kommt vollends ein Glatteis, so ist es ein wahres Wunder, dass nicht mehr Unglücksfälle durchs Wasserholen zu beklagen sind. Aber ins Schreckliche würde sich diese Not steigern, wenn – was Gott verhüte – ein Brand da oben ausbräche. Würden unsere paar Feuerbüten, unsere Frauenzimmer mit ihren Golten im Stande sein, auch nur eine einzige Feuerspritze im Gang zu erhalten? Würden sie nicht ermatten, wenn sie nur einige Male mit einer Last Wasser den Gang den Berg hinauf gemacht hätten?«

Die Verfasser der Eingabe hatten jedoch nicht nur eine Verbesserung der aktuellen Situation für einen größeren Teil der Einwohnerschaft im Blick, sondern auch künftige Entwicklungsmöglichkeiten des Dorfes. Denn, so ihre Argumentation, »einer Erweiterung unseres Orts, die bei manchen so eng gebauten Gassen und dem großen Wohnungsmangel sehr wünschenswert wäre, steht das gänzliche Fehlen des Wassers hier oben entgegen. Und doch sind nirgends wie hier so bequeme, für Landwirtschaft und Gewerbe taugliche Bauplätze zu finden.« Konkret vorgeschlagen wurde, das Wasser der knapp einen Kilometer von den letzten Häusern entfernten Seebrunnen-Quelle zu fassen und in einer Teuchelleitung ins obere Dorf zu führen, wo man etwa auf dem ohnehin »überflüssig großen Kelterplatz« bequem einen Brunnen und »noch ein besonderes Wasserbassin« aufstellen könnte. Die hierdurch entstehenden Kosten wurden als »nicht sehr bedeutend« bezeichnet.

Wenn man diese Eingabe liest, sollte man meinen, dass es eigentlich keinen vernünftigen Grund gegeben haben kann, diesen Antrag abzulehnen. Und dennoch stieß er auf heftigen Widerstand. Zunächst wurde er von Schultheiß Wilhelm Seitter, dem seit 1848 amtierenden Vorgänger Jakob Widmanns, im Gemeinderat überhaupt nicht zur Beratung gestellt. Dann wurde das Vorhaben regelrecht torpediert. So beklagten die Befürworter im Januar 1873, dass eigentlich Geld genug für den Leitungsbau vorhanden sei. Man habe eben erst – auf Betreiben weniger Bauern – für 700 Gulden einen Feldweg erneuern lassen; dieses Geld

hätte für die Wasserleitung ausgereicht. Dann kam die Neuwahl zum Bürgerausschuss dazwischen. »Durch Agitation« sei es gelungen, dass mehrheitlich Widersacher des Leitungsbaus in das Gremium gewählt wurden. Der Verschleppung diene auch der Vorschlag, für die Wasserleitung statt der Seebrunnen-Quelle eine andere, weiter entfernte Quelle zu verwenden. Denn diese Lösung würde



Das alte Rathaus an der Dorfstraße mit Zierfachwerk von 1914.

um die Hälfte höhere Kosten bedeuten und überdies sei fraglich, ob das Wasser dieser Quelle ausreichen würde. Und schließlich wollte auch noch der eine oder andere Bürger seinen ganz persönlichen Profit aus dem Bau der Wasserleitung ziehen: Für das Verlegen der Leitung über die einzelnen Grundstücke benötigte man die Erlaubnis und Zustimmung der Eigentümer und diese forderten dafür zum Teil völlig überzogene Summen als Schadenersatz.

Erst im Herbst 1873 – und nach massivem Druck von Seiten des Oberamts – wurde mit dem Bau der Wasserleitung begonnen. Der mit den Planungen beauftragte Oberamtsbaumeister Wälde hatte noch Ende August fast resigniert festgestellt, »die total falsche Ansicht einiger hartnäckiger Mitglieder des Gemeinderats geht darauf aus, das für einen großen Teil der Einwohner so wohltätige Projekt zu vereiteln«. Im Mai 1874 konnte dann Schultheiß Widmann, der in der Zwischenzeit dem Wilhelm Seitter im Amt des Ortsvorstehers nachgefolgt war, an das Oberamt Vollzug melden: »Beehrt man sich anzuzeigen, dass die fragliche Wasserleitung vollständig nach dem revidierten Plan ausgeführt ist und dass es 1100 bis 1200 Gulden weiter gekostet hat.« 1909/10 erhielt Neckarremms dann seine Hauswasserleitung mit 170 Hausanschlüssen, so dass fortan das mühsame Wasserholen aus den Brunnen entfiel.

Ein wenig schmeichelhaftes Bild der Neckarremser zeichnete Pfarrer Schwartz in seinem Pfarrbericht von 1890, in dem er schrieb: »Was das Verhältnis der Gemeindeglieder untereinander angeht, so bilden sie keine geschlossene, kompakte Gemeinde. Es ist kein Zusammenhalten, jeder lebt und sorgt für sich nach seiner Art. Leider ist viel Falschheit, Untreue, Neid, Rachsucht unter den Leuten anzutreffen, häufig mit Anwendung gemeiner Mittel, z. B. anonymer Briefe zum Zweck der Verleumdung bei Ämtern und Privaten, z. B. in Heiratsangelegenheiten, Darlehensgesuchen usw. In Beziehung auf Gemeindevertretung und -verwaltung herrscht Parteisucht und Egoismus; jeder spricht mit und jeder rät. Der geringere, aber zahlreichere Teil gilt mehr als der bessere und vermöglichere und hat die Herrschaft an sich gerissen. Der letztere zieht sich meist zurück und überlässt den anderen Ansehen und Gewalt. So trägt der Ort im Kleinen das Bild der Zeit an sich. Die Wahlen, die Reichs-, Landes- und Ortswahlen, fallen daher ziemlich demokratisch aus, so dass die besseren und auch einsichtigeren Elemente der Bürgerschaft aus den Ortskollegien verdrängt werden. Die Kirche wird zwar dadurch nicht unmittelbar geschädigt, doch wird das kirchliche Bewusstsein und die gute christliche Sitte durch solch freien Geist, der am liebsten gar keine Autorität über sich hätte, auch nicht gehoben.«

In dem Bericht heißt es weiter: »Der Neckarremser hält seinen Ort für den ersten auf zwei bis drei Stunden im Umkreis. Es sei hier wie in einem Städtchen. Daher mag es auch kommen, dass es fremden Leuten von zweideutigem Charakter hier so gut gefällt, die sich gerne einnisten und kaum mehr hinauszubringen sind. Auf andere Orte sieht daher der Remser mit Stolz und Verachtung herab, z.B. auf Hegnach oder Hohenacker; die einen tragen Hörner, die anderen leben ›hinterm Espich‹. Im Gebrauch des Zeitlichen sind die Leute, abgesehen von dem übertriebenen Kleiderluxus, worin sie es ganz der Stadt nachmachen, einfach und sparsam, so dass die Kleiderpracht wenig zu der übrigen Lebensführung in Speise und Wohnung passt. Sparsam zu sein lehrt hier freilich auch die gegenwärtige Notzeit von selbst, umso mehr, da sie zu ihren kleinen Betrieben auch fremde Mittel nötig haben. Darum ist auch der Wirtshausbesuch und die Beteiligung an Hochzeiten sehr schwach, so dass die Wirte klagen, was wenigstens in moralischer Hinsicht ein gutes Zeichen ist.«

Gewissermaßen als Fazit hielt Pfarrer Schwartz fest: »Werden schließlich die ökonomischen und sittlichen Zustände in der Gemeinde zusammengehalten, so sind die letzteren durch die ersteren in günstiger und ungünstiger Weise bedingt. Auf der einen Seite erzeugt der geringe Vermögensstand und der saure Erwerb des Zeitlichen manchen Schaden, z. B. hinsichtlich des Familienlebens, Übertretungen des siebten Gebots, die häufig in Felddiebstahl bestehen, dessen die umliegenden Ortschaften die Remser beschuldigen, indem sie ihnen ›Rems nemms‹ nachsagen und nachrufen. Auf der anderen Seite verbietet und verhindert der geringe Nahrungsstand Üppigkeit, Leichtsinn und Exzesse, wozu manche Lust hätten. Von den meisten, auch geringeren Familien kann daher gesagt werden, dass sie sich ritterlich wehren, um sich in ihrem Stand zu erhalten und nicht der Verarmung, dem Ruin und dem Proletariat anheimzufallen.«

Der aus Waiblingen zur Pfarrvisitation angereiste Dekan Christian Theodor Gess urteilte 1892 weniger nachsichtig: »Die Gemeinde bietet das betrübende Bild ökonomischen, kirchlichen, sittlichen Verfalls. Es ist eine von pietätlosem Weltsinn beherrschte, gegen Gottes Wort gleichgültige Gemeinde, in welcher geistliches Leben erst wieder neu geweckt werden müsste.« Wesentlich positiver fällt sein Zeugnis für den damals bereits 63 Jahre alten, aber immer noch unverheirateten Pfarrer Schwartz aus: Er habe »ziemlich gute Gaben, gute realistische und pädagogische, mittelmäßige theologische Kenntnisse, hat sich übrigens theologisches Interesse bewahrt. Er ist ein überaus gutherziger, wohlwollender Mann, freundlich und dienstfertig gegen jedermann, in seiner Amtsverwaltung sorgfältig, pflichteifrig, fürsorglich. Aber zu tiefer dringender pastoraler Wirksamkeit fehlt es ihm an eigener geistiger und geistlicher Tiefe. Auch ist sein Junggesellenleben und seine etwas unordentliche Junggesellenhaushaltung seinem pastoralen Wirken nicht förderlich. Er lebt übrigens ganz zurückgezogen, einfach und solid. Sein Wandel ist ganz geordnet.«

Im Pfarrbericht von 1896 ist als Randnotiz des Dekans Gess zu lesen: »Die Bevölkerung von Neckarrems charakterisiert sich durch einen äußerlichen, oberflächlichen, vorherrschend weltlichen Sinn, verbunden mit einem geistig beweglichen, weltgewandten Naturell. Vor der Eisenbahnzeit ein Knotenpunkt geschäftlichen Verkehrs und Erwerbs ist Neckarrems durch die Ablenkung des Verkehrs ökonomisch gesunken, aber der leichte Sinn des halben Städters ist ihnen geblieben. Das kirchliche Bewusstsein der Gemeinde ist sehr gesunken, auch durch die seit Jahrzehnten eingerissene Sektiererei verflacht und verödet.« Und über den 48-jährigen Pfarrer Dr. Alfred Schüz, der im Januar 1894 mit seiner Familie das Pfarrhaus neben der Michael-Sebastiankirche bezogen hatte, schrieb der Dekan, er sei »ein musikalisch hoch begabter, wissenschaftlich und ästhetisch fein gebildeter Mann von gediegenem christlichem Charakter. Von schwächerer Konstitution und sehr zartem Nervensystem, von mystisch kontemplativer Anlage. Seine persönliche Art hat etwas Stilles, Vorsichtiges, mild Verbindliches. Heraustretende Schneidigkeit ist seine Sache nicht, aber stille, gehaltene Würde. Ein leicht verletzbares Selbstgefühl tritt leicht hervor und legt dem Verkehr mit ihm schonende Vorsicht auf. Er ist treu besorgt um Seelsorge und Armenfürsorge und sucht die Gemeinde mit freundlichem, ruhigem Ernst zu gewinnen, was ihm auch zu gelingen scheint. Bei der Predigt wäre etwas mehr

Salz und packende Frische zu wünschen.« Pfarrer Schüz hatte übrigens in den Jahren, bevor er in Neckarremms aufzog, mehrere wissenschaftliche Abhandlungen veröffentlicht, so 1884 eine Arbeit mit dem Titel »Philosophie und Christentum« und 1891 das Buch »Die Geheimnisse der Tonkunst«.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts geben die Pfarrberichte auch regelmäßig – mal mehr, mal weniger ausführlich – Auskunft über die Lehrer und die allgemeinen Verhältnisse in der Schule. So erfahren wir aus dem Bericht des Jahres 1886, dass die Schule damals insgesamt 170 Schüler zählte, die in zwei Klassen aufgeteilt waren. In der vom 56 Jahre alten Schulmeister Hermann Babel unterrichteten oberen Klasse saßen 74 Schüler (je 37 Knaben und Mädchen) im Alter von 10 bis 14 Jahren. Der junge Unterlehrer Hafner hatte in der unteren Klasse 96 Schüler (45 Knaben und 51 Mädchen) im Alter von 6 bis 10 Jahren. Über Schulmeister Babel, der gebürtig aus Niedernhall bei Künzelsau stammte und seit Juli 1881 an der Neckarremser Schule war, schrieb Pfarrer Schwartz:

»Sein Lebenswandel ist im Ganzen geordnet, jedoch kommen nach glaubwürdigen Zeugen auch Exzesse und Unordnungen vor. Sein Fleiß in der Schule ist gut, aber sein Lehrverfahren ungeschickt, auch vermag er die Disziplin nicht zu handhaben, daher seine Schule vom K. Bezirksschulinspektorat immer ein weniger günstiges Zeugnis erhält. Dies ist, da Babel sehr ehrsüchtig und selbstgerecht ist, hauptsächlich der Grund, warum Babel sich hier nicht glücklich fühlen will und warum er den Ortschaftsinspektor seit der ersten Visitation durch den Bezirksschulinspektor anfeindet. Jedoch ist er selbst ein empfindlicher, schwer traktabler Charakter, kriechend, wo er es für angemessen hält, aber auch herrschend, wo er kann, und vornehm. Durch sein eigenes Wesen hat er sich auch von seinen Kollegen im ganzen Bezirk isoliert. Überhaupt vermochte er sich als Franke, und zwar als Neckarfranke, nicht mehr in das schwäbische Volkstum einzuleben, weder in noch außerhalb der Schule. Er ist überhaupt vollständig ein Mann des opus operatum, hält sich rein an das Vorgeschriebene, soweit es für ihn günstig ist, und hat nicht den Zweck der Sache im Auge, sondern immer nur seine eigene Person, damit dieser nichts geschieht und ihr die erforderlichste Ehre zuteilwird, worauf er sehr erpicht ist. Als Kantor hat er eine schwache, dazu unangenehme Stimme, und es ist fast gut, dass er als Kantor häufig ganz verstummt. Als Organist ist Babel ziemlich gut.«

Über Babels Nachfolger Immanuel Gottlieb Weiß, der 1887 die Neckarremser Schulstelle erhalten hatte, heißt es im Pfarrbericht von 1892: »Die Zucht ist zwar äußerlich gut, wird aber mehr in knechtischer als in pädagogischer Weise betrieben und gehandhabt. Sein Lebenswandel ist nicht immer gleich, periodisch abwechselnd, mehr außerhalb des Hauses, wo er sich einem aufreibenden, vielleicht originell sein sollenden Treiben hingibt. Als Kantor ist er zu alt, als Organist ist er nicht gut.« Und Dekan Gess ergänzte knapp: »Ein aufgeblasener, zerfahrener, unlauterer, unglücklicher Mann.«

Weiß wurde 1894 von Wilhelm Seeger abgelöst, dem Pfarrer Schüz im Pfarrbericht von 1896 ebenso ein gutes Zeugnis ausstellte wie dem Unterlehrer Wilhelm Ritz. Seeger sei »in der Amtsführung treu und eifrig, im Lebenswandel durchaus geordnet« und Ritz »tüchtig in der Amtsführung, im Wandel tadellos«.

Dekan Gess bestätigte diese Einschätzung: »Die beiden Lehrer machen einen guten Eindruck. An dem tüchtigen, christlich biederem Schullehrer Seeger hat die Gemeinde nach langer Verlotterung der Schule einen Segen gewonnen.«

Bemängelt wurden einzig die völlig unzureichenden räumlichen Verhältnisse der Schule. Es dauerte jedoch noch einige Zeit, bis hier Abhilfe geschaffen werden konnte. Im Gemeinderatsprotokoll vom 12. Oktober 1901 ist festgehalten: »Die Gemeinde Neckarrens sah sich nach längerem Zögern genötigt, ein neues Volksschulgebäude zu errichten, da das bisherige Schulhaus zu engräumig war, sofern trotz des zur Einführung gelangten Abteilungsunterrichts von wöchentlich vier Stunden der Luftraum für den einzelnen Schüler in der Oberklasse nur 1,4 cbm, in der Unterklasse nur 1,9 cbm beträgt, während nach § 5,5 der Ministerialverfügung vom 28. Dezember 1870 betr. die Einrichtung der Schulhäuser für jeden Schüler unter 14 Jahren ein Luftraum von mindestens 3 cbm verlangt ist, auch die Lage der Unterklasse über einer offenen Wagenremise und neben einer großen Dunglege mit Güllenloch ein baldiges Verlassen dieses Lokals geboten erscheinen lässt.«

Auf dem Kelterplatz entstand ein neues Schulhaus mit zwei Klassenräumen und zwei Lehrerwohnungen; im April 1903 wurde es festlich eingeweiht. Im Oktober 1903 konnte Schultheiß Ludwig Eppinger dem Gemeinderat berichten, dass sich die Baukosten auf insgesamt 41 449 Mark bezifferten und somit um 890 Mark oder 2,2 Prozent über dem Kostenvoranschlag lagen. Die Finanzierung erfolgte hauptsächlich durch Entnahme aus dem gesetzlich vorgeschriebenen Grundstocksvermögen, da – so die Begründung – ein Betrag dieser Größenordnung »aus laufenden Mitteln der Gemeindepflege nicht bestritten werden kann, da sonst der Gemeineschaden, der ohnedies schon bei einem Staatssteuerfuß von 3348 Mark die Höhe von 6000 Mark erreicht hat, sich noch mehr steigern würde, was bei den jetzigen niedrigen Preisen für landwirtschaftliche Erzeugnisse für die Steuerzahler empfindlich wäre«. Den dadurch entstehenden Grundstocksabmangel wollte man dann in jährlichen Raten von 500 Mark wieder ergänzen. Auf diese Weise sollte sichergestellt sein, dass die Kosten für den Schulhausbau »die jetzige Generation nicht zu sehr zu Gunsten der späteren Generation belasten«.

Ludwig Eppinger hatte am 24. November 1897 die Nachfolge von Schultheiß Widmann angetreten, der am 13. Oktober nach längerem Magenleiden verstorben war. Wie sein Vorgänger versah auch Eppinger das Schultheißenamt im Nebenamt. Als Ortsvorsteher erhielt er ein Jahresgehalt von 380 Mark; hinzu kamen 120 Mark für die Tätigkeit als Ratsschreiber und 27 Mark als pauschale Entschädigung für Schreibmaterialien. Eppinger war mit den Angelegenheiten der Gemeinde bestens vertraut: Vor seiner Wahl zum Schultheißen hatte er bereits 14 Jahre dem Gemeinderat angehört und überdies mehrere Jahre die Stelle des Gemeindepflegers bekleidet.

An der Wahl des neuen Schultheißen am 30. Oktober 1897 durften von den insgesamt 808 Einwohnern des Dorfes 133 teilnehmen, nämlich ausschließlich alle Männer, die mindestens 25 Jahre alt waren. Laut Wahlprotokoll hatten 98 Männer von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Davon stimmten 73 für Eppinger und 24 für Stiftungspfleger Gottlob Volz; eine weitere Stimme ging an

den Bäcker Gustav Boger. Ludwig Eppinger war übrigens der letzte Neckarremser Schultheiß, der noch auf Lebenszeit gewählt worden ist. Erst 1906 wurde in Württemberg die Lebenslänglichkeit des Ortsvorstehers beseitigt und die Wahlperiode auf zehn Jahre festgelegt. Eppinger gab sein Amt allerdings Mitte



*Ludwig Eppinger (1842–1920),
1897 bis 1913 Schultheiß von Neckarrems.*

1913 aus gesundheitlichen Gründen auf, im Alter von 70 Jahren und sieben Jahre vor seinem Tod am 20. Dezember 1920.

Die in den Wahlakten noch erhaltene Wählerliste von 1897 ermöglicht interessante Einblicke in die Sozialstruktur des Dorfes. Das für das aktive Wahlrecht erforderliche Mindestalter von 25 Jahren wies lediglich ein einziger Wähler auf, der Schreiner Gottlob Benzinger. Sechs weitere Wahlberechtigte waren jünger als 30; 29 waren zwischen 30 und 39 Jahre alt, 31 zwischen 40 und 49, 32 zwischen 50 und 59, 21 zwischen 60 und 69, elf zwischen 70 und 79 sowie zwei über 80. Der Anteil der Nichtwähler war in allen Altersgruppen ungefähr gleich hoch, wobei auffällt, dass sowohl der jüngste als auch die beiden ältesten Einwohner – der Schuhmacher Gottlieb Räuchle (89) und der Bauer Johannes Mannsperger (87) – nicht zur Wahl gegangen sind.

Auf der Wählerliste finden sich auch Angaben zu »Stand, Beruf oder Gewerbe«. Demnach gab es im Dorf 58 Bauern, vier »Bauern und Händler«, zwei Weingärtner, drei Händler sowie je einen »Gänsehändler« und »Milchhändler«, neun Schreiner, vier Zimmerleute, vier Maurer, drei Schmiede, zwei Wagner, sieben Schuhmacher, vier Schneider, zwei Straßenwarte sowie je einen Metzger, Bäcker, Glaser, Kübler, Küfer, Sattler,

Schlosser, Weber und Ziegler. Hinzu kamen der Molkereibesitzer Wilhelm Friedrich Müller, der Müller Gottlob Bäder, der Ölmüller Christian Obergfäll, der Mühlbauer Karl Friedrich Klotz, die »Kunstmüller« Karl und Georg Christian Schiedt, der »gewesene Schiffer« Wilhelm Rösch (72 Jahre alt) sowie die Wirte Karl Mayer (Krone), Albert Mannsperger (Lamm) und Gottlieb

Mergenthaler (Ochsen). Weiter sind genannt: Gemeindepfleger Ludwig Eberle, Amtsdienner Gottlob Eberle, Kirchenpfleger Gottlob Volz, Nachtwächter Friedrich Blumhardt sowie Tagelöhner und Totengräber Christian Zimmer. Jakob Boger, Gottlieb Blumhardt, Ludwig Eppinger und Gottlieb Wurst werden in der Liste ohne weitere Angaben als »Gemeinderat« bezeichnet und der 44 Jahre alte ledige Christian Widmann, den wir bereits als Bruder des nunmehr verstorbenen Schultheißen kennengelernt haben, als »Privatier«.



*Blick von der »Holzsteige«, der Straße von Neckarrems nach Hegnach,
auf die Mühle und das Mühlwehr, 1927.
Der imposante Fachwerkkomplex wurde 1964 durch ein Großfeuer zerstört.*

In der Stellungnahme des Oberamts zum Wahlausgang ist zu lesen, Eppinger sei »gut prädisiert« und stehe »in sehr guten Vermögensverhältnissen«, er taue »zweifelloso für den Ortsvorsteherposten«. Drei Jahre später, im Pfarrbericht des Jahres 1900, heißt es dann, der Ortsvorsteher »hat guten Willen, aber zu wenig Schneid und Unabhängigkeit, auch zu wenig Zeit für sein Amt, so dass in der Gemeinde weniger Zucht und Ordnung ist als in seinem Haus«.

Eppinger scheint ein sehr geschäftstüchtiger Mann gewesen zu sein, wobei er es mit den Vorschriften und namentlich der Steuerehrlichkeit offenbar nicht immer ganz genau nahm. 1903 musste er sich sogar vor der Finanzjustiz verantworten und wurde er »wegen einer in den Jahren 1883 bis 1901 verübten fortgesetzten Kapitalsteuergefährdung« zu einer Geldstrafe von 6642 Mark verurteilt.

Eppinger war bereit, auf Verlangen sein Amt niederzulegen. Die vorgesetzten Behörden – das Oberamt in Waiblingen und die Kreisregierung in Ludwigsburg – sahen hierzu freilich keine Notwendigkeit und verzichteten auf eine Disziplinaruntersuchung gegen Eppinger. Denn, so die Begründung, »die ihn belastende Defraudation liegt in ihrem Beginn vor seiner Dienstzeit als Ortsvorsteher«. Zudem sei zu berücksichtigen, dass in Neckarrems »zur Zeit kein geeigneter Ersatz sich finden lässt. Außer der an Geiz grenzenden Erwerbssucht lässt sich gegen Eppinger nichts einwenden.«

Drei Jahre später musste sich das Oberamt erneut mit Schultheiß Eppinger befassen. In einer anonymen Zuschrift vom 9. Juni 1906, die mit »die Neckarremser Bürgerschaft« unterzeichnet war, wurde die Amtsführung des Schultheißen scharf kritisiert und konnte Oberamtmann Kaufmann lesen:

»Es herrschen auf dem hiesigen Rathaus Zustände, wo wir Herrn Oberamtmann dringend bitten möchten, selbige gründlich aufzuheben. Erstens ist hier der Büttel über Herrn Schultheiß, da er dermaßen unverschämt, grob und brutal ist gegen die Bürger. Es ist der einzige und dazu sehr große Fehler von Herrn Schultheiß, dass er diesen frechen, naseweisen Menschen so herrschen lässt. Es ist möglich, dass Herrn Schultheiß seines Büttels Tun und Treiben nicht alles bekannt ist. Es mag sein auf dem Rathaus, was nur will, so ist der Büttel überall vorne dran, bei Sachen, wo er unbedingt nicht in das Amtszimmer gehört. Es ist schon längst die allgemeine Klage, dass niemand mehr ungeniert auf das Rathaus kann. Was noch die größte Liederlichkeit ist: Der Vater von dem Büttel, Christian Hahn senior, ist der allerintimste Freund zu Herrn Schultheiß und vertritt seines Sohnes Stelle sehr oft. Da wird dann alles Mögliche vom ganzen Rathaus ausgesprochen und die größten Schwätzereien gemacht. Hahn senior spricht von Herrn Schultheiß nur stets per »wir«. Wir können absolut nicht, wir lassen doch niemand stecken! Daher heißt es immer hier, man haben drei Schultheißen. Herr Schultheiß weiß wohl nicht, welche Schlangen er an seinem Busen nährt. [...] Alles Mögliche, was nicht ausgesprochen werden soll, wird von diesen gemeinen Schwätzern ausgestreut. Dem alten Hahn seine Schwester, sogenannte Fleckenpost und Tränenweib, wird je von allem in Kenntnis gesetzt. [...] Soll sich eine ganze Gemeinde von einem Büttel und Bürgerausschuss tyrannisieren lassen? Nein, sagt ein jeder ernster Bürger, unter keinen Umständen mehr.«

Der ganze Ort wundere sich schon jahrelang über die »dicke Freundschaft« zwischen Schultheiß Eppinger und dem alten Hahn. »Dieses alles stellt Herrn Schultheiß in gar kein gutes Licht, da Hahn senior als allgemeiner niederträchtiger Wüstling bekannt ist und Sittlichkeitsverbrechen in Unmenge auf dem Gewissen hat. Er lässt heute noch die Schulkinder nicht in Ruhe, zeigt ihnen ungeniert seine unnatürlich großen Geschlechtsteile, rempelt die Mädchen an, [...] fragt sie, ob sie noch keusch, erklärt einer jeden ganz genau die Zeugung des Menschen sowie den geschlechtlichen Verkehr. Es ist ihm einerlei, ob die Mädchen 12, 14, 16 oder 18 Jahre alt sind. [...] Die hiesige Bürgerschaft ist jetzt auf dem Standpunkt, dass endlich einmal diesem Wüstling gründlich das Handwerk gelegt wird.«

Schultheiß Eppinger verwahrte sich am 30. Juni in einem ausführlichen Schreiben an das Oberamt entschieden gegen die erhobenen Vorwürfe. Wäre auch nur ein Körnchen Wahrheit dran, müssten sich die Beschwerdeführer nicht

hinter der Anonymität verstecken. Bei ihnen handle es sich auch keineswegs um »die Bürgerschaft«, sondern lediglich »um einzelne Unzufriedene, welche stets im Wirtshaus zu finden sind und sich sehr nach dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate sehnen und welche denen, die etwas besitzen, es nicht vergönnen und sie wo möglich auch um ihr Habe bringen möchten«. Die ganze Sache beruhe »auf Missgunst, Neid und Gehässigkeit«. Von einer »Herrschaft des Büttels auf dem Rathaus« könne keine Rede sein, und selbstverständlich werde auf strenge Vertraulichkeit geachtet: »Der Amtsdienner ist im Ratszimmer nur, wenn er erforderlich ist, und wenn es sich um eine nichtöffentliche Sache handelt, ist der Schultheiß so vernünftig, seinen Büttel wegzuschicken.« Und weiter schreibt Eppinger: »Ein Ortsvorsteher braucht heutzutage einen richtigen Amtsdienner, indem sich die Geschäfte täglich mehren. Außerdem braucht er in einem so verkehrsreichen Ort wie Neckarrems, wo fünf öffentliche Straßen und drei Oberamtsbezirke zusammenführen, einen Polizeidiener, der das Maul nicht in der Tasche hat, namentlich mit den Zigeunern. Dieser Büttel, der zugleich Polizeidiener ist, wird den Beschwerdeführern manchmal unbequem und lästig, wenn er sie nach eingetretener Polizeistunde im Wirtshaus nach Hause weist oder nötigenfalls zur Anzeige bringt.«

Zwar treffe es zu, dass der alte Hahn seinen Sohn gelegentlich in dienstlichen Angelegenheiten vertritt, aber ausschließlich in unwichtigen Sachen, eigentlich fast nur bei Botengängen, und schon gar keine Rede könne davon sein, dass es auf dem Rathaus drei Schultheißen gebe. Hahn senior sei Mitglied des Bürgerausschusses und nehme in dieser Funktion wie jeder andere an den Sitzungen teil. Die Anschuldigungen gegen ihn rührten vor allem daher, dass man ihm das Gratial von jährlich 250 Mark, das er als Veteran des Krieges von 1870/71 erhalte, neide. Auch für die angeblich »dicke Freundschaft« zu Hahn senior hatte Eppinger eine plausible Erklärung: »Ich bin seit 30 Jahren Vorstand des hiesigen Kriegervereins. Hahn ist Kassier desselben und kommt es öfters vor, dass Hahn in mein Haus kommt, aber nicht um Geschwätz und Neuigkeiten hereinzutragen, sondern lediglich nur wegen Vereinsangelegenheiten.«

Eppinger schloss seine Stellungnahme mit einem Bibelzitat: »Die Beschwerdeführer sehen die Splitter in ihres Bruders Auge und werden nicht gewahr des Balken in ihrem Auge. Sie sollten zuerst den Balken aus ihrem Auge ziehen und hernach besehen, wie sie den Splitter aus ihres Bruders Auge ziehen.« Zu den angeblichen sittlichen Verfehlungen des Hahn sen. verlor Eppinger übrigens kein Wort. Das war allerdings auch nicht mehr erforderlich, wie ein Randvermerk auf seinem Bericht belegt, wo es heißt: »Durch Beschluss der Staatsanwaltschaft Stuttgart vom 28. Juni ist das Verfahren gegen Christian Hahn wegen Sittlichkeitsverbrechens eingestellt worden, da die angestellten Erhebungen die Grundlosigkeit der in dem anonymen Schreiben enthaltenen Gerüchte ergeben haben.«

In den Neckarremser Pfarrberichten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind so gut wie keine Klagen über Trunksucht und das »leidige Wirtshausgehen« zu lesen. Das mag sich daraus erklären, dass in Neckarrems die finanziellen Mittel lange Zeit knapp waren und man halt sparen musste. Doch spätestens um 1900 änderten sich ganz offensichtlich die Verhältnisse und jetzt waren auch in Neckarrems die Wirtshäuser den Pfarrern ein Dorn im Auge. So schrieb Pfarrer

Walcker 1904: »Die acht hiesigen Wirtschaften werden besonders sonntags sehr fleißig besucht von Jung und Alt. Die Folge davon ist viel Lärm und Händel, auch der Ruin mancher Häuser.«

Doch trotz des Angebots bzw. eigentlich Überangebots von acht Wirtschaften – drei Gastwirtschaften und fünf Schankwirtschaften – bei nicht einmal 800 Einwohnern sah mancher Zeitgenosse noch eine Versorgungslücke und eine Chance für einen Zusatzverdienst. So beantragte im Oktober 1911 Karl Maier beim Oberamt die Erteilung einer Wirtschaftskonzession zum Ausschank von Bier. In seinem Gesuch schreibt er: »Infolge Errichtung der gleislosen Straßenbahn in Neckargröningen und der damit verbundenen Haltestelle für Neckarrems hat sich der Fremdenverkehr für hier auch ziemlich gesteigert und werden besonders die Wirtschaften hier bedeutend mehr in Anspruch genommen gegen früher. Da ich schon länger ein Flaschenbiergeschäft betreibe, so wäre es den bei mir kaufenden Kunden sehr angenehm, wenn sie das Bier auf der Stelle genießen könnten, ganz besonders auch die in den umliegenden Gütern und Weinbergen arbeitenden Personen. Ich selbst bin genötigt, Arbeit auswärts zu suchen und kann meine Frau durch dieses nicht viel vornehmen. Jedoch wäre es ihr möglich, den Bierschank zu führen, da sie doch wegen dem Flaschenbierhandel zu Hause bleiben muss, und sie könnte mir dann doch zu meinem Verdienst auch noch etwas beitragen.« Maier, Vater von vier Kindern und damals 35 Jahre alt, war ein gelernter Müller, arbeitete aber die Woche über als Bauarbeiter in Stuttgart. Er kam jeden Samstagabend nach Hause und ging montags wieder nach Stuttgart. Sein Antrag wurde vom Oberamt »mangels Bedürfnisses« abgewiesen.



Die gedeckte Holzbrücke über den Neckar, um 1930.

Im gleichen Jahr musste sich das Oberamt auch noch mit einer anderen Eingabe aus Neckarrems befassen. Schultheiß Eppinger schrieb am 18. Februar 1911 namens der Gemeinde nach Waiblingen: »Es ist hier schon seit Jahren der gewiss nicht unberechtigte Wunsch, dass die von hier nach Ludwigsburg und Cannstatt führende bedeckte Neckarbrücke beleuchtet würde. Da gegenwärtig hier elektrisches Licht und Kraft eingerichtet wird, wäre Gelegenheit geboten, auch diese Brücke endlich einmal zu beleuchten. Denn es ist als ein wahres Wunder anzusehen, dass bei finsternen Nächten in derselben noch keine Unglücksfälle oder räuberische Überfälle vorgekommen sind. Die Gemeinde Neckarrems wurde ja auch angehalten, ihre offene steinerne Remsbrücke, welche doch heller ist als die bedeckte Neckarbrücke, zu beleuchten, ebenso sollte diese Staatsbrücke auch beleuchtet sein.« Das Oberamt verwies den Antrag an die zuständige Straßenbauinspektion und von dort kam prompt eine ablehnende Stellungnahme: Es sei Sache der Gemeinde Neckarrems, für Licht auf der Neckarbrücke zu sorgen, »indem die Beleuchtung als ein Gegenstand polizeilicher Fürsorge mit der Brückenbaulast in keiner Verbindung steht«. Sollte die Gemeinde beabsichtigen, die Brückenbeleuchtung auf ihre Kosten einzurichten und zu unterhalten, habe man dagegen nichts einzuwenden.

Dies wollte die Gemeinde dann aber doch nicht, und so heißt es im Gemeinderatsbeschluss vom 5. Februar 1912: »Da die Beleuchtung der Staatsbrücke zum allerwenigsten Teil der Gemeinde Neckarrems dient, sondern im großen Ganzen dem Fremdenverkehr zu Gute kommt, auch in undenkbarer Zeit kein nächtlicher Un- oder Überfall in derselben vorgekommen ist, ferner die Fuhrwerke zur Nachtzeit beleuchtet sein müssen und endlich die Beleuchtung nicht vom Staat übernommen wird, es das Beste ist, diesen neuen Kostenaufwand, welcher durch die Einrichtung und die Unterhaltung dieser Brückenbeleuchtung entstehen würde, dadurch abzuwenden, dass diese Beleuchtung auf Gemeindegeldern wiederholt abgelehnt und überhaupt auf dieselbe verzichtet wird.«

In diesem Zusammenhang sei wenigstens kurz erwähnt, dass die 1767 erbaute Remsbrücke in Neckarrems die letzte Brücke in Württemberg war, an der von fremden Fuhrwerken beim Passieren ein Brückengeld erhoben wurde. Schon im April 1914 wurde dies in der Waiblinger Amtsversammlung als »alter verkehrsfreundlicher Zopf« bezeichnet, den es endlich abzuschneiden gelte. Doch in der Frage, wie die Gemeinde für das dann wegfallende Brückengeld zu entschädigen sei und wer künftig die Baulast der Brücke zu tragen habe, gingen die Meinungen weit auseinander. Die Lösung kam erst neun Jahre später mit Inkrafttreten des neuen württembergischen Gemeindesteuergesetzes, das in Artikel 33 kurz und knapp bestimmte: »Brücken- und Pflastergeld dürfen vom 1. April 1923 ab nicht mehr erhoben werden.«

Als weitere Neckarremser Besonderheit ist die Gänsezucht zu nennen. Die Martins- oder Weihnachtsgänse aus Neckarrems waren weithin bekannt und äußerst beliebt. Der Gänsehandel reichte bis nach Frankreich und brachte ordentlich Geld ins Dorf. Es wundert daher nicht, dass die Gänse zu manchen Jahreszeiten geradezu das Ortsbild prägten und den Lebensrhythmus zahlreicher Einwohner bestimmten. So ist dem Pfarrbericht von 1904 zu entnehmen, dass vor Weihnachten, »zur Zeit des Gänsestopfens«, der Kirchenbesuch »ein



Gänsesteigen (Lattenkäfige für die Gänse) an der Remsbrücke, um 1930.

ziemlich geringer« war und rund ein Drittel unter dem Jahresdurchschnitt lag. Und 1912 heißt es: »Der Christfestbesuch leidet unter dem Umstand, dass die zahlreichen Geflügelhändler um diese Zeit Tag und Nacht fortarbeiten und so zu müde zum Gottesdienst sind.«

In den Pfarrberichten finden sich immer wieder kritische Bemerkungen zu dem Geschäft mit den Gänsen. Pfarrer Hermann Walcker, der von 1900 bis 1921 die Neckarremser Pfarrstelle versah, schrieb 1904: »Was die Berufs- und Erwerbsverhältnisse anbelangt, so sind die Mehrzahl der Bewohner kleine Bauern und Weingärtner und haben deshalb kein glänzendes Auskommen. Zur Vermehrung ihrer Einnahmen betreiben sie leider als Nebenbeschäftigung in immer zunehmendem Maße das Gänsestopfen, das die hiesigen Gänsehändler mit Ausnahme von drei, die in die methodistische Stunde gehen, in großem Maße ausüben und was als ein Hauptschaden der Gemeinde bezeichnet werden muss, insofern dadurch Rohheit und Gewalttätigkeit, auch Gewinnsucht gefördert wird. Bis jetzt war aller Kampf dagegen vergeblich. Die Geldgier ist zu übermächtig und das Gesetz versagt.«

Pfarrer Walcker blieb in seinem Kampf gegen das Gänsestopfen jedoch hartnäckig und konnte schließlich auch zumindest teilweise Erfolg verzeichnen. 1912 berichtete er, dass der Geflügelhandel zwar weiter zugenommen habe, da »die Kinder den Beruf der Eltern ergreifen und diese ihn für sich noch fortführen. Doch gibt es jetzt doch mehrere, welche die Gänse nur noch mästen und nicht mehr stopfen. Manche haben zu großen Schaden an der eigenen Gesundheit und auch durch Gänsesterben erlitten. Es wäre wünschenswert, wenn durch Tierschutzgesetz das Stopfen verboten wäre. Die Leute geben zum Teil selbst zu, dass es verroht.«

Abschließend seien noch einige Passagen aus den Pfarrberichten von 1904, 1908 und 1912 zitiert, die verdeutlichen mögen, wie sehr auch in Neckarremms die allgemeinen Umbrüche der Zeit ihren Niederschlag fanden und in welcher unterschiedlichen Facetten sich dieser Wandel – natürlich aus dem speziellen Blickwinkel des Ortsgeistlichen – im Dorf und Dorfleben bemerkbar machte. Vorab jedoch noch ein paar statistische Angaben: 1910 wurden 780 Einwohner gezählt (377 männliche, 403 weibliche), von denen 769 evangelisch, sieben katholisch und vier »von anderem christlichen Religionsbekenntnis« waren. Es gab insgesamt 184 Haushalte, darunter elf Single-Haushalte, in 158 Wohnhäusern; acht weitere Wohnhäuser wurden als »unbewohnt« bezeichnet.

Im Pfarrbericht von 1912 heißt es einleitend: »Die Gemeinde zerfällt in einen kirchlichen und unkirchlichen Teil. Einzelne betreten nicht einmal zum Trauergottesdienst das Gotteshaus. Die männliche ledige Jugend hält sich meist fern. Entweder schläft sie noch oder putzt ihre Fahrräder. Der zunehmende Besuch von Fabriken macht sich ungesund geltend. Bei der weiblichen Jugend ist das weniger der Fall.« An gewöhnlichen Sonntagen zählte man rund 100 erwachsene Kirchgänger, an Festtagen bis zu 300.

Pfarrer Walcker beklagt schon 1904 den Zerfall der traditionellen familiären Strukturen. Bei der Erziehung der Kinder sei »Gewöhnung an die Arbeit die Hauptsache«. Auch seien die Kinder allzu oft sich selbst überlassen und verführen dann »innerhalb und außerhalb des Orts (besonders im Schlossgarten und auf dem Berg, auch in der Neckarbrücke) allen erdenklichen Unfug«. 1908 schreibt er: »Was das Familienleben anbelangt, dürfte es in manchen Familien liebevoller und inniger werden. Manche Väter kümmern sich nichts um die Erziehung ihrer Kinder und sitzen lieber im Wirtshaus. Darum herrscht auch eine fast allgemeine, zum Teil ganz schreckliche Unbotmäßigkeit der heranwachsenden Kinder gegen die Eltern.« Und 1912 fügt er noch an: »Wenn sie einmal verdienen und mit einem Teil des Verdiensts die Eltern zu unterstützen haben, wächst der »Grettel« ins Ungemessene. Die meisten Eltern wagen nicht mehr, gegen ihre Kinder aufzutreten.«

Als »erfreulich« bezeichnete Pfarrer Walcker die Arbeit der »Kleinkinderschule«, die am 1. April 1903 durch maßgebliche Förderung der Gräfin Fanny zu Inn- und Knyphausen auf Schloss Remseck eingerichtet werden konnte. 1908 notierte er: »Die Kinderschüler sind sichtbar gesitteter geworden gegen früher und man hört auch von manchem guten Einfluss auf die elterlichen Häuser.« Kindergärtnerin Kathrin Reeß sei jedoch »etwas anspruchsvoll und unfreundlich«, so dass es schon »manche Reibereien zwischen ihr und Frau Gräfin gegeben hat. Im Übrigen gehen die Kinder gern zu ihr.«

Im September 1898 hatte Neckarremms gemeinsam mit Neckargröningen eine mit einer Haller Gemeindegemeinschaft besetzte Diakonissenstation gegründet, aus der dann 1907 der Krankenpflegeverein »Remseck« hervorging. Die Finanzierung erfolgte je zur Hälfte durch die Gemeinde und halbjährliche Hauskollekten. Die Kassenverwaltung besorgte der Pfarrer, der 1904 schrieb: »Die Tätigkeit der Schwester wird jetzt fast allgemein anerkannt, nachdem sie anfänglich als überflüssig angesehen worden war. Es gibt aber immer noch manche, die bei der Kollekte nichts geben wollen, weil sie die Schwester nicht gebraucht

hätten, wie ja überhaupt das Geben nicht die starke Seite der Remser ist, die sich selbst die ›Nemser‹ heißen und mit vollem Recht. Denn das Nehmen ist vielen, besonders den Händlern und Kaufleuten ihr Gott, daher auch die Sonntagsarbeit. Damit hängt zusammen, dass sie ganz abscheulich neidisch sind, wenn es irgendeinem besser geht als den anderen oder er etwas geschenkt bekommt. Damit hängt zusammen, dass jedermann über jedermann schimpft und damit, dass die Leute unter sich sehr misstrauisch sind und sich vor einander fürchten – nur die Jugend nicht vor den Eltern und der Obrigkeit. Auch die besseren Elemente wagen sich nicht hervor aus Furcht vor der Nachrede der anderen.«

Hinsichtlich der Erwerbs- und Berufsverhältnisse teilte Pfarrer Walcker 1908 mit, die Mehrzahl seien nach wie vor »kleine Bauern und Weingärtner, die kein glänzendes Auskommen haben«. Mit der Zeit gewann aber auch die Fabrikarbeit zunehmend an Bedeutung. Hat es 1904 noch geheißen, »in Fabriken oder Ziegeleien gehen nur wenige«, so ist vier Jahre später zu lesen, »das Laufen in die Fabriken« nehme immer mehr zu. »Der Umstand, dass viele junge Leute sich Räder angeschafft haben – es gibt hier einen Radfahrverein mit Sportanzügen –, erleichtert ihnen die Arbeit in Waiblingen, Cannstatt, sogar Stuttgart und Esslingen.« Dadurch komme zusätzlich Geld ins Dorf. Doch »der bessere Verdienst, der den Leuten ja zu gönnen wäre«, werde leider »nur selten zur Verbesserung der Familienverhältnisse benutzt, sondern meistens vergeudet«. Auch würden die »Fabrikler«, so die Klage des Pfarrers, »keinen guten Geist ins Ort zurückbringen«.

Pfarrer Walcker geht in seinen Berichten auch auf politische Entwicklungen ein. Insbesondere galt sein Augenmerk potentiell »kirchenfeindlichen« Strömungen, die namentlich bei Sozialdemokraten vermutet wurden. 1904 schreibt er: »Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen ist bei der letzten Wahl ganz bedeutend gewachsen, doch dürften die wenigsten eigentliche Sozialdemokraten sein. Die meisten sind unzufriedene Leute.« 1908 konstatiert er, dass die Zahl der sozialdemokratischen Wähler weiter gestiegen sei, was ihn freilich wenig überraschte, denn »der Eigennutz der bürgerlichen Kollegien«, also von Gemeinderat und Bürgerausschuss, »spendet den unzufriedenen Elementen immer neue Nahrung«. Im Pfarrbericht von 1912 heißt es dann: »Auf politischem Gebiet macht sich der sozialdemokratische Arbeiterverein ausschlaggebend geltend. Er bringt seit einigen Jahren seine Kandidaten für Rathaus, Landtag und Reichstag durch, weil er stramm zusammenhält, während die anderen Parteien zu gleichgültig sind. Doch darf gesagt werden, dass der Führer der Partei ein ganz ordentlicher Mensch ist, den ich sogar auf dem Gebiet der Nächstenliebe sehr hoch schätze. Er ist da immer vorne dran mit Wort und Tat. Er ist auch keineswegs kirchenfeindlich, las während seines Krankseins religiöse Blätter, ging auch heuer bei der Konfirmation seiner Tochter zum Abendmahl. Ich glaube, wenn er sich nicht vor anderen und dem Verschwätztwerden fürchten würde, käme er sogar fleißig zur Kirche. Wenn alle Mitglieder so wären wie ihr Führer, so wollte ich sogar froh sein.«

Da klingt durchaus ehrliche Anerkennung durch, die umso höher einzuschätzen ist, wenn man sich vor Augen hält, was Pfarrer Walcker 1912 gleichsam als Fazit schrieb: »Das Verhalten der Gemeindeglieder zueinander ist im Allgemeinen ein recht unbrüderliches. Es ist eine ganz ausgeprägte Charaktereigenschaft der

Neckarremser, dass Arm und Reich einander nichts Gutes gönnen. Einzelne Ausnahmen sind natürlich auch da. Aber auch bei den Methodisten menschtelt es in dieser Beziehung stark, während sie unter sich mehr zusammenhalten. Aus diesem Grundübel heraus versteht man auch die Abgeneigtheit der bürgerlichen Kollegien, irgendetwas zum Besten von anderen zu bewilligen, während jeder einzelne herzlich gern seine Taschen füllt auf Kosten des Gemeindegelds, den man sonst so schonen muss. Bessere Elemente wagen sich infolgedessen gar nicht hervor; sie fürchten, von den anderen begehrt zu werden. Im Wirtshaus finden sich dann all die edlen Seelen, Alt und Jung, zusammen, um miteinander gegen die Abwesenden und besonders gegen die Obrigkeit loszuziehen.«

Quellen- und Literaturhinweise

- Landeskirchliches Archiv Stuttgart: A 29 Bü 3040 I und 3040 II, Pfarrberichte Neckarrems.
Staatsarchiv Ludwigsburg: F 210 I Bü 445; F 210 II Bü 281, 296, 308, 309, 313.
Beschreibung des Oberamts Waiblingen, Stuttgart 1850.
Gerhard Bickel: Neckarrems, das Tor zum Remstal. Eine illustrierte Ortsgeschichte, Schwaikheim 2015.
Jürgen Hagel: Vom früheren Holzgarten in Neckarrems, in: Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar 13 (1993) S. 6–29.
Heinz Pfizenmayer: Remsecker Bilderbogen. Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, Remseck a. N. 1985.
Eduard Theiner: Remseck am Neckar, Erfurt 2000.